

Matthias Benad

Friedrich von Bodelschwingh (1831–1910)

Eine biographische Skizze

Als Sohn und Schwiegersohn preußischer Minister und Sproß eines alten westfälischen Freiherrengeschlechts war Friedrich v. Bodelschwingh¹ kein typischer Vertreter des Pastorenstandes seiner Zeit. Da er in der Kindheit Spielkamerad des preußischen Kronprinzen und späteren 99-Tage-Kaisers Friedrich III. gewesen war, verfügte er zeitlebens über gute Beziehungen zum Berliner Hof. Zunächst hatte er den Beruf eines Gutsverwalters erlernt. Für einen Adligen, der nicht darauf hoffen konnte, Land zu erben, war das ein standesgemäßer Beruf. In Gramenz in Hinterpommern übernahm er als junger Mann die Leitung eines Gutes und wurde mit dem Elend der Landarbeiter konfrontiert. In patriarchalischer Fürsorglichkeit nahm er sich ihrer an.

Unter dem Eindruck eines Missionstraktats entschied er sich wenige Monate nach dem Tod seines Vaters 1854 fürs Theologiestudium. Sieben Semester ging es ihm in Basel, Erlangen und Berlin eher darum, die aus dem Elternhaus vertraute Frömmigkeit zu vertiefen, als sich akademischer Theologie zu widmen. Er nutzte die Zeit, um »Reich-Gottes-Arbeiter« wie Christian Heinrich Zeller in Beuggen, Friedrich Spittler in St. Chrischona, Wilhelm Löhe in Neuendettelsau oder den älteren Blumhardt in Bad Boll persönlich kennenzulernen.

In Berlin lernte er vor dem Examen Ostern 1858 noch Krankenpflege, danach ging er als Hilfsprediger nach Paris, wo er sich mit dem geistlichen und materiellen Elend deutscher Gastarbeiterfamilien auseinander setzte. Am nördlichen Strandrand gründete eine erste Kolonie für Hilfsbedürftige. In diesen Jahren heiratete er auch seine Cousine Ida von Bodelschwingh.

1864 wurde er Pastor in Dellwig bei Unna in der Grafschaft Mark, wo ihn später der Ruf nach Bielefeld erreichte. In die Dellwiger Jahre fielen seine publizistische Tätigkeit für das Erweckungsblatt *Westfälischer Hausfreund*, der Einsatz als Feldprediger in den Kriegen 1866 und 1870/71 und – besonders einschneidend – der Tod der vier Kinder des

¹ Hans-Walter Schmuhl, Friedrich von Bodelschwingh [d.Ä.], Reinbek bei Hamburg 2005; Martin Gerhard und Alfred Adam, Friedrich von Bodelschwingh. Ein Lebensbild aus der deutschen Kirchengeschichte, 2 Bde, Bethel bei Bielefeld 1950–1958, Nachdruck 1980.

Ehepaars Bodelschwingh. Drei Jungen und ein Mädchen starben im Januar 1869 binnen vierzehn Tagen an Diphtherie.

Für die 1867 gegründete *Rheinisch-westfälische Anstalt für Epileptiker* und das zwei Jahre später entstandene *Westfälische Diakonissenhaus* in Bielefeld bedeutete die Berufung Bodelschwinghs eine Wende: Als er seinen Dienst antrat, war ein großes Pflegehaus für anfallskranke Menschen im Bau. Nach der Fertigstellung erhielt es den Namen Bethel, der später auf die Ortschaft überging.² Eigentlich sollte die Anstalt höchsten 150 Kranke aufnehmen; als Bodelschwingh 1910 starb, hinterließ er jedoch ein diakonisches Gemeinwesen mit ca. 4000 Einwohnern, das kleinstädtischen Charakter hatte und kirchlich wie kommunal selbstständig war. Es bestand aus mehreren Dutzend Pflege- und Krankenanstalten, in denen Diakonissen und Diakone aus zwei Mutterhäusern Dienst taten, die beide in der Ortschaft ihren Sitz hatten. Darüber hinaus verfügte Bethel über Handwerksbetriebe, Mitarbeiterwohnhäuser, kommunale Einrichtungen, kirchliche Versammlungsräume, Ausbildungsstätten für angehende Pastoren und war Sitz einer Missionsgesellschaft. Hinzu kam eine Reihe auswärtiger Niederlassungen.

Wie kam es dazu? In den Gründerjahren nach 1871 wurden überall in Deutschland immer mehr Kranke und Hilfsbedürftige in Anstalten untergebracht, weil sie in der industriellen Expansion nicht mithalten konnten. Die *Anstalt für Epileptische* vermochte die Nachfrage nicht zu stillen, trotz des neuen Anstaltsgebäudes. Außerdem musste die Versorgung mit Pflegekräften sichergestellt werden. Deshalb sorgte Bodelschwingh dafür, dass der Neubau des Diakonissenhauses nicht, wie geplant, in der Stadt, sondern neben dem Anstaltsneubau errichtet wurde. Als begabter Seelenführer verstand er es, für seine Vorhaben geeignete Mitarbeiter(innen) zu gewinnen, sie zu motivieren und auf Dauer an ihre Aufgaben zu binden. Bewarb sich eine junge Frau um Aufnahme, so nahm er ihr beim ersten Gespräch nur ein Versprechen ab: Sie musste ihm zusagen, gegenüber den »Mutterhauseltern« – gemeint waren die vorstehende Diakonisse und Bodelschwingh selbst – in allem offen und ehrlich zu sein. In seelsorgerlichen Fragen durfte sich die junge Frau nur noch an sie beide wenden. Ein solches *Seelsorgemonopol*, das den Einfluss vertrauter Freundinnen, auch wenn sie Mitschwestern waren, ebenso ausschloss wie den anderer Geistlicher, war eine wichtige Voraussetzung für die Formung der homogenen, demütigen und gehorsamen Glaubens-, Lebens- und Dienstgemeinschaft des Mutterhauses.

In Ostwestfalen gab es viele von der Erweckung ergriffene junge Frauen, deren Lebensperspektive es gewesen wäre, entweder als Magd ledig zu

2 Zur religiösen Deutung der Ortschaft Bethel vgl. meine Aufsätze: (1) »Und wenn du dich gleich mit Lauge wüschest ...«. Reinwerden zum seligen Sterben im frühen Bethel, WZM 49 (1997) 78–89; (2) Eine Stadt für die Barmherzigkeit, in: Ursula Röper und Carola Jüllig (Hg.), Die Macht der Nächstenliebe. 150 Jahre Innere Mission und Diakonie 1848–1998. Katalog des Deutschen Historischen Museums, Berlin 1998, 122–129; (3) »Kommet her zu mir Alle ...« Eine kurze Führung durch das religiöse Programm der Betheler Zionskirche, in: Claudia Brack u.a. (Hg.), Kirchenarchiv mit Zukunft. FS für Bernd Hey zum 65. Geburtstag, Bielefeld 2007, 298–313.

bleiben oder aber als Ehefrau und Mutter in einfachsten Verhältnissen ein entbehrungsreiches Dasein zu fristen. Mit flammenden Aufrufen umwarb Bodelschwingh die Jungfrauen des Erweckungsgebietes, ledig zu bleiben und nach *Sarepta* zu kommen, wie das Mutterhaus ab 1876 hieß. Der biblische Name bedeutet »Schmelzhütte«: Hier sollten sie gemäß dem Diakonissenspruch von Wilhelm Löhe ihr Leben wagen, indem sie Jesus dienten »in seinen Elenden und Armen«. Im Mutterhaus wurden sie geistlich erzogen und erhielten eine Berufsausbildung. Ihr Einsiegungsversprechen – Bodelschwingh sprach ausdrücklich von »Gelübde« – sollte im Unterschied zum Kaiserswerther Mutterhaus wenn irgend möglich lebenslang gelten, weil jede Schwester, die ihren Dienst wieder aufgab, ungezählte Hilfsbedürftige unversorgt zurückließ. Viele junge Frauen, die sonst ohne Berufsausbildung geblieben wären, kamen und arbeiteten als junge Schwestern bald in verantwortlichen Positionen. Der Zuzug war enorm: Als der Mutterhausneubau 1874/75 bezogen wurde, gehörten rund fünf Dutzend Schwestern zur Genossenschaft, als Bodelschwingh 1910 starb, waren es mehr als 1200.

1877 schlossen sich auch Pfleger der Anstalt Bethel zu einer geistlichen Genossenschaft zusammen, die nach einigen Jahren den Namen Nazareth annahm. 1883 wurde ein eigenes Gebäude bezogen, das zugleich als Pflegehaus diente. Im Unterschied zu anderen Diakonenanstalten hatte Nazareth eine Mutterhausverfassung. Nach dem Vorbild der Diakonissen wurde den Brüdern lebenslange Versorgung zugesagt. Obwohl eine Eheschließung prinzipiell nicht ausgeschlossen war, blieben bis 1895 fast alle Brüder ledig. Da sie wie Diakonissen bei geringem Eigenbedarf für Taschengeld arbeiteten, kam ihre Arbeitsleistung fast ungeschmälert den Patienten und dem Aufbau Bethels zugute.

Dank des Personalangebotes konnte Bodelschwingh viele Nachfragen befriedigen. Er ließ neue Gebäude errichten oder kaufte Bauernhöfe auf und verwandelte sie in Pflegehäuser. Um 1882 bestand eine Kolonie von über 800 Personen, die über Handwerksbetriebe, Landwirtschaft und Nutzgärten verfügte. So konnten die Patienten einen Beitrag zu ihrem Unterhalt leisten und Selbstwertgefühl entwickeln. Um das Zusammenleben reibungslos zu gestalten, wurden sie nach Geschlecht, Stand, Alter und Grad der Erkrankung getrennt und in je besonderen Pflegehäusern untergebracht. Dort lebten sie unter Hausmüttern und -vätern in virtuellen Familien zusammen.

Ein weiterer Wachstumsimpuls ging von der Neufassung des preußischen Armenpflegegesetzes 1893 aus. Fünf preußische Provinzen schlossen mit Bethel Verträge über die Zuweisung von Patienten der dritten, einfachen Pflegeklasse. Neben Menschen, die an Epilepsie litten, wurden vermehrt »Gemüts- und Nervenkränke« eingewiesen. In dieser Zeit nahm das Medizinalwesen in Deutschland einen starken Aufschwung, Bethel wurde verpflichtet, hauptamtliche Anstaltsärzte einzustellen.

Das rasche Wachstum war nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass der Seelenführer Friedrich v. Bodelschwingh als gelernter Gutsverwalter

über wirtschaftlichen Sachverstand verfügte. Weil sich Anfragen häuften, wurden nicht nur Menschen aufgenommen, die an Epilepsie und psychiatrischen Erkrankungen litten. Als ein wandernder Arbeitsloser darauf bestand, dass ihm in Bethel geholfen werden müsse, wurde das zum Anstoß für die Gründung der Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf in der Senne 1882. Bodelschwingh ließ sich überzeugen, dass Wanderer, die auf monatelanger Arbeitssuche in Wirtshäusern übernachteten, durch Schnaps und sozialdemokratische Agitation in besonderer Weise von der Sünden-Anfallskrankheit bedroht seien, der ohnehin alle Menschen zum Opfer fielen. Als durch das Bürgerliche Gesetzbuch im Jahr 1900 die Jugendfürsorgeerziehung auf eine erweiterte Grundlage gestellt wurde, erklärte sich Bethel zur Aufnahme von Zöglingen bereit. In der Kolonie Freistatt im Wietingsmoor, 80 km nördlich von Bielefeld, wurden mit staatlicher Unterstützung drei Erziehungsheime gebaut.

Neben den Hauptarbeitsfeldern – Epilepsie, Psychiatrie, Wandererfürsorge, Allgemeinmedizin und Fürsorgeerziehung – entwickelten sich viele andere Initiativen: Als Brandstifter 1885 einen Kotten im Anstaltsgelände anzündeten und man in Bielefeld munkelte, es sei Protest im Spiel gewesen, weil die Expansion der Anstalten billigen Wohnraum vernichte, gründete Bodelschwingh mit dem Verein Arbeiterheim die erste deutsche Bausparkasse, um für Industriearbeiter Hauseigentum auf eigener Scholle zu schaffen. Dabei schwante ihm vor, im christlichen Familienleben nach Feierabend ein Gegengewicht zur entsittlichenden Wirkung der Maschinenarbeit zu schaffen. Andere Initiativen Bodelschwinghs betrafen die Evangelische Mission in Deutsch-Ostafrika (ab 1890), Spendenaktionen für Armenier und Buren oder die Gründung der Hoffnungstaler Anstalten bei Berlin (1905), um den Obdachlosen der Reichshauptstadt Hilfe zu schaffen.

Außer geeigneten Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen brauchte Bodelschwingh Geld. Deshalb warb er um Liebesgaben. Dabei nutzte er wiederholt seine guten Kontakte zum Königshaus aus. Hier kam ihm seine schon in Paris und Dellwig zu beobachtende publizistische Begabung zugute. Geberinnen und Geber wurden in Pfennigvereinen organisiert, eingehende Gaben, auch wenn sie noch so klein waren, mit Briefen oder mit gedruckten Mitteilungen beantwortet. Ab 1894 übernahm viermal im Jahr der *Bote von Bethel* diese Aufgabe. Deshalb erhielt die Öffentlichkeitsarbeit der Anstalten den Namen *Dankort*.

Materielle Orientierung, Kritik am Königtum der Hohenzollern und sozialdemokratische Agitation waren für Bodelschwingh Ausdruck des Abfalls von Gott. Die vom Staat abhängigen evangelischen Landeskirchen schienen ihm zu unbeweglich, um auf die gesellschaftlichen Verwerfungen des Industriealters zu reagieren. Hier sah er die Aufgabe der Inneren Mission. Die Unabhängigkeit der Mutterhäuser, Anstalten und freien Werke der Liebe von den landeskirchlichen Bürokratien schien ihm eine unverzichtbare Voraussetzung erfolgreicher diakonisch-missionarischer Arbeit. Als das Konsistorium in Münster den Bau eines Gemeindehauses in Bielefeld verzögerte, äußerte er, diese kirchenleitende Behörde sei eine Anstalt, um sterbenden Gemeinden vollends den Hals

abzuschnüren. Aber überall, wo es ihm günstig schien, kooperierte er mit den Kirchenbehörden. Die Einrichtung eines Konviktes für Pfarramtskandidaten in Bethel 1890 sollte dazu beitragen, zukünftigen Gemeindepastoren diakonische Grunderfahrungen zu vermitteln. Eine besondere Bedrohung für den Glauben sah Bodelschwingh in der liberalen Theologie, insbesondere in der historischen Kritik an der Bibel. Die Gründung der Theologischen Schule Bethel 1905 war als Abwehr dagegen gedacht. Um die soziale Frage zu entschärfen und der Sozialdemokratie den Nährboden zu entziehen, forderte Bodelschwingh vom Staat neue, sozialere Gesetze. Als seine Bemühungen wenig fruchten, ließ er sich 1903 in den preußischen Landtag wählen, um ein Wanderarbeitsstättengesetz durchzubringen, was 1907 zwar gelang, aber nicht den erhofften Erfolg brachte. Sein Wirken förderte die Herausbildung des deutschen Wohlfahrtsstaates, auch wenn das nicht seine erklärte Absicht war. Bodelschwingh war kein politisch-strategischer Kopf. Mit dem politisierenden Hofprediger Adolf Stoecker verband ihn eine jahrzehntelange Freundschaft, dessen aggressive antisemitische Agitation machte er sich aber nicht zu eigen. Bodelschwingh war ein preußisch-konservativ gesonnener, evangelischer Freiherr, antiliberal, antisozialistisch, kein Demokrat, ein Anhänger patriarchalisch-autoritärer Ordnungsvorstellungen. Vom sozialen Charakter des Königtums der Hohenzollern war er ebenso überzeugt wie vom Gottesgnadentum ihrer Herrschaft. In praktischen Fragen war er zu überraschenden politischen Schritten fähig. Als er 1907 für seine Gesetzesinitiative Unterstützung brauchte, suchte er August Bebel, den Führer der Sozialdemokraten, auf und legte ihm seine Argumente dar.

Der religiöse Kontext, aus dem heraus Friedrich v. Bodelschwingh handelte, wird in unserer stark auf Verwirklichung im Diesseits ausgerichteten Konsumkultur zumeist mit Befremden zur Kenntnis genommen – oder aber ignoriert. Die Vorbereitung auf ein seliges Sterben stand im Zentrum seines diakonischen Wirkens. Immer wieder betonte Bodelschwingh, er sammle eine »unter nicht geringen Leiden dem Tode zueilende« Gemeinde der frühzeitig Sterbenden.³ Das Ziel sei nicht, in Bethel leiblich gesund zu werden. Medizin könne man überall einnehmen. Bethels Ziel reiche weiter, in die Ewigkeit. Er hielt es keineswegs für ein Unglück, dass erheblich mehr Patienten starben als gebessert oder geheilt nach Hause entlassen wurden: »... das müssen wir freilich sagen, dass unsere Freude friedvoller ist und ohne Enttäuschung bei der weit aus größeren Schar, die nicht in die irdische Heimat, sondern nur in die obere Heimat heimkehrt!« Bei jenen, die nach Hause entlassen wurden, sah er die Gefahr, dass sie von der in Bethel praktizierten Frömmigkeit

³ Belege zu den Zitaten vgl. meinen Aufsatz: Heilsanstalt Bethel: Sterbefrömmigkeit im Boten von Bethel 1894 bis 1900, in: Matthias Benad u.a. (Hg.), Diakonie der Religionen 1 (Theion VII, Jahrbuch für Religionskultur), Frankfurt a.M. 1996, 39–48.

wieder abrückten und damit ihre Seele in Gefahr brachten. Beruhigt war er dagegen, wenn Kranke lebenslang in Bethel blieben. Dann bestand die Möglichkeit, sie bis zum Tod zu begleiten und dazu beizutragen, dass sie »selig« starben.

Sterbende zu begleiten, war ihm eine tief befriedigende, spirituelle Erfahrung, die er immer wieder zu erleben trachtete. »Es war eine unbeschreiblich köstliche Nacht, wie ich kaum eine an einem Sterbebett erlebt habe«, schrieb er seinen Diakonissen über das Ende einer Mitschwester. »Um 4 Uhr glaubten wir schon die letzten Atemzüge zu haben, und dann hat Gott doch einen Aufschub für gut befunden. Aber auch diese Tage« – die sterbende Schwester lebte noch fast eine Woche – »sind von ganz besonderem Glanz der Ewigkeit gewesen«.⁴

Die zentralen Motive seiner Frömmigkeit hängen mit frühen Erfahrungen im Elternhaus zusammen. Die Mutter hatte immer wieder Schwerkranke ins Haus genommen und bis an ihr Ende gepflegt. Der Vater war infolge einer Verletzung aus den Befreiungskriegen anfällig für Lungenentzündungen. »Die Franzosenkugel, die meinen Vater traf ...«, diktirte Friedrich von Bodelschwingh in seinem letzten Lebensjahr, »hatte uns alle, Vater und Mutter und Kind, beten gelehrt. Achtmal waren wir um den lieben Vater versammelt, der an der durch diese Kugel hervorgerufenen Verwundung immer wieder todkrank darniederlag. Achtmal nahmen wir von ihm Abschied, und achtmal hat Gott uns auf das heiße Flehen der Mutter und der Kinder den Vater erhalten. Diese Erfahrung, was gläubiges Gebet vermag, hat uns begleitet durch unser Leben.«⁵

Eine ähnliche Abschiedsszene spielte sich auch ab, als 1846 Friedrichs älterer Bruder Ludwig nach einem Duell einer Blutvergiftung erlag. Als die Familie am Bett des sterbenden Sohnes gemeinsam das Abendmahl feierte, kam es Friedrich vor, »als wäre der Himmel ganz nahe auf der Erde, wie ich es vorher nie gespürt«. Seiner Erinnerung nach durchlebte er damals zum ersten Mal jene Erfahrung, die er später immer wieder freudig erwartete, wenn er an ein Sterbebett eilte.

Wohl noch tiefer als durch alles Vorherige wurde er 1869 vom Sterben seiner Kinder berührt. Sofort nach dem Tod des vierten Kindes schrieb Bodelschwingh sich seinen Schmerz von der Seele – und veröffentlichte den Bericht umgehend im *Westfälischen Hausfreund*. Unter dem Titel »Vom Leiden und Sterben viel seliger Kinder« wurde dieses Dokument später für die Freunde Bethels viele Male nachgedruckt. Er schrieb damals auch seiner Mutter, dass es ihm »bei aller Tiefe des Schmerzes doch nun auch im tiefsten Herzensgrunde recht wohl« gewesen sei.⁶

4 Zitatbelege vgl. Matthias Benad: Frömmigkeit und Familie in Bethel, Sarepta und Nazareth, in: Hans Christoph Stoodt u.a (Hg.), *Inter Legem et Evangelium* (Theion III, Jahrbuch für Religionskultur), Frankfurt a.M. 1994, 9–28, hier: 14 f.

5 Friedrich v. Bodelschwingh, Briefwechsel, hg. von Alfred Adam, Bielefeld 1975, Nr. 319, 747–749.

6 Friedrich v., Bodelschwingh d.Ä., Von dem Leben und Sterben vier seliger Kinder, in: Ders., Ausgewählte Schriften 1: 1858–1871, hg. v. Alfred Adam, Bethel bei

Die Sterbeerlebnisse der ersten Lebenshälfte beeinflussten sein späteres Leben. Der Umgang mit den Kranken in Bethel erinnerte ihn stets an das Sterben im Familienkreis, vor allem an den Tod der eigenen Kinder. Sterbebetten und Gräber übten eine große Anziehungskraft auf ihn aus. Viele seiner Berichte im *Boten von Bethel* zeugen davon. Gleich nach seiner Berufung erhielt Bethel einen eigenen Friedhof (1874), angesiedelt im Wald, in etwa auf dem damals höchsten Punkt des Anstaltsgeländes. Die 1884 eingeweihte Anstaltskirche bekam Kammern für die Kranken, die während der Gottesdienste Anfälle erlitten – und mitunter dort daran starben. Der Name Zionskirche nahm den 126. Psalm auf, der an Bodelschwinghschen Sterbelagern gebetet worden war. Der Eingangsvers wurde 1884 über den Triumphbogen der Kirche geschrieben: »Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, werden wir sein wie die Träumenden ...« Die Häuser Bethels wurden nach familialen Prinzipien organisiert. Hier sollte seliges Sterben möglich sein sein.

Bei Bodelschwingh waren rastlose diakonische Arbeit und Sterbefrömigkeit aufs engste miteinander verknüpft. Die Frage, was man tun müsse, um bei Christus zu bleiben und am Ende zu den siegreichen Überwindern zu gehören, drängt ihn zu immer neuen Leistungen. Trotzdem wird bei Bodelschwingh auch der Gedanke voraussetzungloser Zuwendung Gottes zu den Menschen immer wieder formuliert. Dass mit menschlichem Tun in Hinblick auf Gottes Gnade nichts getan werden kann, scheint er am ehesten bei Sterbenden erfahren zu haben, wenn angesichts des nahen Todes nichts mehr zu tun blieb. Gern ging er über den Anstalfriedhof, wo er angesichts der Gräber sich »in die stillen Stunden zurückversetzte, die ihm diese stillen Sterbebetten bereitet hatten«. Wenn er dann nachzurechnen begann, ob die dort beerdigten Schwestern wirklich alle in Gottes Reich eingegangen seien, tröstete er sich damit, dass gewiß jede aus *Gnaden* im Buch des Lebens aufgeschrieben stehe. Wie bei allen historischen Leitgestalten sind auch bei Bodelschwingh *Zeitgebundenes mit Überschießendem verquickt*: Irrtümer, Befremdliches und Kurioses stehen neben Inhalten, die über den historischen »Helden« und seine Zeit hinaus zur Kenntnis gebracht gehören. Bodelschwinghs rückhaltloser, pragmatischer Einsatz für Hilfsbedürftige um Gottes Willen, seine Auseinandersetzung mit Krankheit und Sterben und sein Wirken für Gottes Reich und Ewigkeit gehören m.E. zu den Inhalten, die aller didaktischen Mühe wert sind. Dass es dabei nicht um *Heldengeschichte* gehen kann, versteht sich von selbst im Zusammenhang *evangelischer Religionspädagogik*, die um Sünde und Vergebung weiß: *Grenzen, Fehler und Schwächen brauchen nicht beschönigt zu werden*. Ansonsten gelten für eine didaktische Beschäftigung mit ihm einfache Regeln:

Wer eine Person wie ihn Kindern oder Erwachsenen näher bringen will, es sei in Predigt, Unterricht oder Seminar, lasse sich zunächst auf seine Sprache, sein Fühlen und Denken ein, um ihn dann selbst im Original oder erzählend zu Gehör zu bringen. Bodelschwinghs Bericht von Ster-

ben seiner Kinder, sein *Ratgeber für Epileptische* oder der *Brief an Carnegie* eignen sich gut dafür, sie sind zudem relativ leicht greifbar. Bei der Lektüre möglicherweise aufkommendes Befremden sollte weder geleugnet werden noch von der weiteren Beschäftigung abhalten. Bei starkem Widerwillen sollte besser ein anderer Gegenstand unterrichtet werden.

Hans-Walter Schmuhs Bodelschwingh-Biografie bei Rowolt schafft raschen und zuverlässigen Zugang zur *Lebensgeschichte in ihren sozial-historischen Zusammenhängen*; die fünfzig Jahre ältere, umfangreiche Biographie von Martin Gerhard und Alfred Adam erlaubt dank ihres detaillierten Registers qualitätsvolle Vertiefung in Einzelfragen.

Für eine *anschauliche Vermittlung* sind religiöse Sinnbilder aus den Betheler Anstalten, wie sie in der angegebenen Literatur wiedergegeben werden, ebenso zu empfehlen wie das historische Ortsbild Bethels, das auch über das Internet erkundbar ist.⁷ Der Betheler *Dankort* stellt Unterrichtsmaterial zur Verfügung und vermittelt Besuche.

Dr. Matthias Benad ist Professor für Kirchengeschichte an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel und Leiter des Instituts für Diakonie- und Sozialgeschichte in Bielefeld.

7 Siehe unter www.bethel-historisch.de.